

SW: Scheintod / Wiederbelebung

Sep 64 130

KRANKENHAUS arzt

Zeitschrift für
klinische
Informationen

Autorensonderdruck

1991
64. Jahrgang

© G. Braun
Verlag Zeitschriften
Medizinische Bücher
Postfach 1700
7500 Karlsruhe 1
Telefon 07 21/165-324
Telex 7 826 904 vgb d
Telefax (07 21) 165-227

Die Wiederbelebung der Scheintoten

Ein Aspekt der Medizinischen Aufklärung im 18. Jahrhundert

A. Bauer

Institut für Geschichte der Medizin,
Heidelberg

Kurzfassung: Die Wiederbelebung Verstorbener sowie die Existenz unheimlicher Wesen im Grenzbereich zwischen Leben und Tod waren von der Antike bis in die Neuzeit immer wieder Themen des Mythos, der phantastischen Literatur und des Aberglaubens. Dies bezeugen z. B. die griechische Asklepios-Sage, die Sukkuben und Lamien des Mittelalters oder der Glaube an Vampire im späten 17. und frühen 18. Jahrhundert. Als medizinisch-wissenschaftliche Bezeichnung für das Phänomen des Scheintodes wurden noch um 1750 die gräkolateinischen Termini „Asphyxia“, „Liposychia“ oder „Syncope“ sowie das deutsche Wort „Ohnmacht“ verwendet. Therapeutische Bemühungen zur Wiederbelebung Ertrunkener oder Ersticker wurden im Zuge der Medizinischen Aufklärung seit etwa 1770 in systematischer Form unternommen und publiziert. Den bisher frühesten Nachweis des Substantivs „Scheintod“ fand der Autor in einer 1787 erschienenen Abhandlung des Ilmenauer Arztes Johann Christian Friedrich Scherff (1750–1818). Zwischen 1790 und 1830 erreichten einerseits die Aktivitäten zur Popularisierung der Reanimationsmaßnahmen ihren ersten Höhepunkt, während andererseits die Furcht der Menschen vor dem Scheintod kulminierte und die phantastische Literatur der Romantik zum Genre des Schauerromans anregte.

Summary: Resuscitation of the deceased as well as the existence of frightening beings on the border zone between life and death have been picked out as central themes by mythology, fantastic literature and superstition from antiquity to modern age. This may be illustrated by the Greek hero Asclepius, the medieval succubi and lamiae or by the belief in vampires during late 17th and early 18th century. Around about 1750 the Graeco-Latin nouns „asphyxia“, „liposychia“, „syncope“ or the german word „Ohnmacht“ were used as medical terms to describe the phenomenon of apparent death. Therapeutical endeavours for resuscitation of drowned or suffocated persons were evolved and published systematically during medical enlightenment since the 1770s. The hitherto earliest reference of the use of the German noun „Scheintod“ (apparent death) we detected in a book published by the Thuringian physician Johann Christian Friedrich Scherff (1750–1818) in 1787. Between 1790 and 1830 on the one hand activities to popularize resuscitation reached their first climax, whereas on the other hand an almost hysterical fear of apparent death was culminating and prompting fantastic authors of the romantic period to create the genre of gothic novel.

Die Wiederbelebung eines Toten durch ärztliche Kunst galt in der griechischen Mythologie als Überschreitung der den Menschen von den Göttern gesetzten Grenzen, als Hybris. So mußte Asklepios, der Sohn Apollons, einen solchen Versuch mit dem Leben bezahlen: Zeus erschlug den Frevler mit einem Blitz. Im Jahre 1990 stehen auf den Dächern moderner Kliniken zum Glück Blitzableiter, die den Ärzten einen störungsfreien Ablauf der mittlerweile zur anästhesiologischen Routine gehörenden Reanimation garantieren ...

Der Glaube an Vampire, Lamien und den Succubus

Die Endgültigkeit des Todes hatte die Menschen stets geängstigt und doch zugleich fasziniert. Der Wunsch, den Tod hinauszuschieben, bildete einen Grundakkord der Medizin der Neuzeit, die – wie alle Wissenschaften seit der Renaissance – versuchte, die Grenzen des Menschen immer weiter zu spannen und seine Macht auszudehnen.

Das von den Brüdern Grimm überlieferte Märchen „Gevatter Tod“ zeigt diesen extremen, letztlich aber zum Scheitern verurteilten Anspruch des Arztes in exemplarischer Weise. Der Glaube, daß Verstorbene wieder lebendig werden könnten oder daß scheinbar Lebende in Wahrheit tot sind, hatte die literarische Phantasie in vielfältiger Weise angeregt: Der Succubus der Antike, die Kinder fressenden Lamien im Mittelalter, deren Existenz noch in

→ Schlüsselworte

Scheintote, Wiederbelebung, Todeszeichen



Abbildung 1 Marguerite Gérard (1761–1837): Ohnmächtige Dame mit Riechfläschchen. (Paris, Louvre): Die Riechfläschchen enthielten vor allem analeptisch wirkende ätherische Öle, Schwefelalkohol, Zimtöl u. a.



Abbildung 2 Francisco de Goya (1746–1828): Der verletzte Maurer. (Madrid, Prado): Goyas Kunst der Reifeperiode nach 1795 wurde zur drastischen Zeitkritik: Er malte Elend, Not und Krieg und deckte unerbittlich die Schwächen seiner Zeit auf

manchen Hexentraktaten des 16. Jahrhunderts angenommen wurde, schließlich der Vampirglaube im südslawischen Raum seit dem 17. Jahrhundert mit den immer wieder auftauchenden Berichten über das „Schmatzen der Toten“, all dies waren Zeugnisse einer magisch-irrationalen Beschäftigung mit dem Grenzbereich zwischen Leben und Tod. Noch im 18. Jahrhundert fanden sich solche phantastischen Berichte in großer Fülle. Die „Bibliotheca Magica et Pneumatica“ des Johann Georg Theodor Gräbe [3] verzeichnet z. B. für das Jahr 1732 eine wahre Literaturflut über Vampire, wobei

etliche Titel in Leipzig und Jena gedruckt worden waren; selbst die Preußische Akademie der Wissenschaften mußte sich in einem Gutachten mit den „Blutsaugern“ befassen.

Eine rationale Beschäftigung mit dem Problem des wirklichen oder des nur scheinbaren Todes und die Ausarbeitung von Strategien aktiven Eingreifens dagegen entwickelte sich erst im Zeitalter der Aufklärung.

Noch 1732 hieß es im Zedlerischen Universallexikon unter dem Stichwort Asphyxia:

Asphyxia . . . ist eine Beraubung oder Mangel des Pulses, wenn man an dem gantzen Körper keine Bewegung mehr fühlet, und es scheint als hätten alle Puls-Adern zu schlagen aufgehöret, wiewohl die Wahrheit zu bekennen, sich dergleichen an einem lebendigen Körper schwerlich zutragen kan, daß man gar keinen Puls mehr fühlen sollte . . . Es ist dieser Affect ein ordentlicher Zufall einer starcken Ohnmacht, die man Lipopsychia, oder Syncope, ja auch Asphyxia nennen kan. Die unmittelbare Ursache des aussenbleibenden Pulses ist im Geblüthe, welches sein Feuer und Flüchtigkeit nach

dem Hertzen zu verlohren, dahero das Hertz nicht sattsam ausgedehnet, noch zusammen gezogen werden kan, und sich also das Blut nicht in gehöriger Quantität in die Pulß-Adern ergiesset.

Das Stichwort „Scheintod“ fand sich in dem entsprechenden Band 34 aus dem Jahre 1742 noch nicht. Ebenso wenig gab es einen Artikel „Wiederbelebung“ in Band 55 aus dem Jahre 1748 [12].

„Medizinische Aufklärung“

In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts änderte sich die Situation im Rahmen der „Medizinischen Aufklärung“. Christoph Wilhelm Hufeland (1762–1836) verfaßte 1783 seine medizinische Dissertation mit dem Titel „De usu vis electricae in asphyxia“ [5] und Franz Anton Mai (1742–1814) lieferte 1784 eine „Vorschrift, wie erfrorene und erstarrte Menschen zu behandeln sind“. Wilhelm Gottfried Ploucquet (1744–1814) veröffentlichte 1786 den Traktat „De unica vera mortis causa proxima“, und im gleichen Jahr konnte man im 3. Band von Johann August Philipp Gesners (1738–1801) Buch „Die Entdeckungen der neuesten Zeit in der Arzneigelahrtheit“ Wissenswertes über die praktische Behandlung von „Schwachheiten“ nachlesen, wobei auch die „Ohnmacht vom Ertrinken“, die „Ohnmacht vom Erwürgen“ und die „Ohnmacht von Dämpfen“ geschildert wurden.

Bereits im zweiten Band des gleichen Werkes (1782) wurde über die Rettung von 23 Ertrunkenen in Paris berichtet, ein Erfolg der dort seit 1772 „zum Besten der Ertrunkenen getroffenen Anstalt“. Dazu führte Gesner aus: „In allen Corps de Garde, deren 15 in verschiedenen Gegenden der Stadt sind, steht eine Kiste, darinnen ein Tobaksklystierinstrument, Salmiakgeist, Kampferspiritus, flanelle Tücher, ein wol-



Abbildung 3 Antoine Wiertz (1806–1865): Lebendig begraben (1854) (Brüssel, Musée Wiertz): Der belgische Künstler Antoine Wiertz malte großformatige Bilder meist grauenerregenden Inhalts. Hier wird die im frühen 19. Jahrhundert weit verbreitete Furcht vor dem Lebendigbegrabenwerden plastisch thematisiert

lenes Hemd, eine wollene Mütze, einige Prisen eines Brechmittels, zwei in 4 Dosen getheilte Unzen Tobak, und ein Gebrauchszettel enthalten sind“. Das deutsche Wort „Scheintod“ findet man in diesem Text allerdings noch nicht [2].

Im vierten Band seines „Systems einer vollständigen medicinischen Polizey“ publizierte Johann Peter Frank (1745–1821) 1788 eine Abhandlung „von der Gefahr, lebendig begraben zu werden, und von allzuspätem Begräbniß“. Auf Seite 683 dieses Artikels steht nun explizit das Substantiv „Scheintode“ [1]. Das Substantiv „Scheintod“ verwendete allerdings schon Johann Scherff (1750–1818) in einer Abhandlung aus dem Jahre 1787 [8].

Die Unsicherheit der Todeszeichen

Die Unsicherheit der Todeszeichen hat die Wissenschaftler schon um die Mitte des 18. Jahrhun-

derts beschäftigt; so war von dem Anatomen Jakob Benignus Winslow (1669–1760) im Jahre 1740 zu Paris eine lateinische Arbeit erschienen, die Johann Gottfried Janke 1754 in Leipzig als „Abhandlung von der Ungewißheit der Kennzeichen des Todes“ in deutscher Übersetzung herausgab. Das Problem der zu frühen Beerdigung bewegte die Medizin dann am Ende des 18. Jahrhunderts, wie ein Blick in Christian Gottfried Gruners „Almanach für Aerzte und Nichtaerzte auf das Jahr 1790“ zeigt. Ein 39 Seiten langer Artikel handelte darin über die „frühe Beerdigung der Todten und über die Ungewißheit der Kennzeichen des wahren und falschen Todes“. Im selben Almanach meldete Gruner aus Brüssel: „Die hiesige K.K. Akademie der Wissenschaften hat in einer öffentlichen Sitzung zu Ende des v. J. die eingegangenen Abhandlungen über die Mittel geprüft, welche die Arzneikunst und Policei anwenden kann, um den gewöhnlichen Irrthümern zu früherer Beerdigung vorzubeugen, und den Verf. Herrn

D. Prévinaire in Brüssel, und Herrn D. Wauters zu Wetteren, mit goldenen Denkmünzen belohnt . . ." [4].

1791 veröffentlichte Christoph Wilhelm Hufeland in Weimar eine Schrift über die „Ungewissheit des Todes“, 1792 wurde in Weimar auf seine Anregung hin die erste Leichenhalle Deutschlands errichtet.

Das Zeitalter der Aufklärung wendete sein Interesse nun eher pragmatischen Aspekten zu, und zwar unter therapeutischen wie unter juristischen Gesichtspunkten. Dazu gehörte auch die Verbreitung von Kenntnissen über die Wiederbelebung im Volk, ein durchaus „aufklärerisches“ Anliegen.

Im 4. Teil seines „Stolpertus“ verfaßte Franz Anton Mai einen Gesetzentwurf zur Gesundheitspolitik, in dem er die Aufgaben des „aufgeklärten Polizei-Arzt“ beschrieb. Einer der 16 Punkte betraf dabei auch die „Rettung verunglückter Menschen und Scheintodten“ [11]. Bei einem Kinderfest in Heidelberg verteilte Mai, der 1798 immerhin Rektor der Universität gewesen war, im Jahre 1803 Geräte zur Wiederbelebung von Scheintoten zusammen mit einem etwas unbeholfen gereimten Gedicht:

*Wer je die Seligkeit will
schmecken,
scheintodte Menschen zu erwecken,
der blase standhaft in die Lung
mit einem Blasbalg reine Luft.
Er reize den Geruch mit Duft
vom Salmiak; das Aug, die Zung mit
Pfefferstaub; von Tobaksrauch
bereite man Klystieren,
und laß den Rücken und den Bauch
mit einer Bürst frottieren.
Kömmt nun des Lebens Flamm zu-
rück,
dann wünsche man dem Retter Glück
[9].*

Die Wiederbelebung der Scheintoten

Im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts erschienen etliche

Schriften zum Thema Wiederbelebung, so etwa von Jakob Fidelis Akkermann (1765—1815) „Der Scheintod und das Rettungsverfahren“ (1804) oder von J. A. Heidmann „Zuverlässiges Prüfungsmittel zur Bestimmung des wahren und Scheintodes“ (1804). Der Medizinalreferent des Hofratskollegiums der Badischen Markgrafschaft, Jakob Conrad Flachsland (1758—1825), gab 1806 in Karlsruhe einen Leitfa-den über die „Behandlung der Scheintoden“ heraus. 1810 wurde Flachsland Medizinalreferent im Großherzoglichen Ministerium des Innern und 1819 Direktor der Sanitäts-Commission. Nach seinen Vorschriften entstand im Jahre 1808 die „Rettungs=Tafel zur Wiederbelebung der Scheintodten“, herausgegeben von der Großherzoglich Badischen Regierung des Oberrheins in Freiburg, ein Plakat von 44 × 35 cm Größe, welches für Laien bestimmt war [7].

Daß neben diesen rationalen Tendenzen vor allem in der Literatur der Romantik erneut das Unheimliche und Schreckliche des Scheintodes zur Geltung kam, verdient besondere Erwähnung. Die Angst vor dem Lebendigbegrabenwerden schilderte zum Beispiel Edgar Allan Poe (1809—1849) in seiner Erzählung „Die Scheintoten“ [6, 10].

Literatur

- [1] Frank J. P.: Von der Gefahr, lebendig begraben zu werden, und von allzuspätem Begräbniß. System einer vollständigen medicinischen Polizey, Bd. 4. Götz, Mannheim, 672—749, 1788
- [2] Gesner J. A. P.: Die Entdeckungen der neuesten Zeit in der Arzneygelahrtheit (1772 und 1773). Bd. 2 und Bd. 3/1. Beck, Nördlingen 1782 und 1786
- [3] Gräbe J. G. T.: Bibliotheca magica et pneumatica oder wissenschaftliche geordnete Bibliographie der wichtigsten in das Gebiet des Zauber-, Wunder-, Geister- und sonstigen Aberglaubens vorzüglich älterer Zeit einschlagenden Werke. Leipzig 1843. Nachdruck Olms, Hildesheim 1960
- [4] Gruner C. G.: Almanach für Aerzte und Nichtaerzte auf das Jahr 1790. Cuno, Jena 1790
- [5] Hufeland C. W.: Dissertatio inauguralis medica sistens usum vis electricae in asphyxia experimentis illustratum. Dietrich, Goettingae 1783
- [6] Patak M.: Die Angst vor dem Scheintod in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Med. Diss. Juris, Zürich 1967
- [7] Rettungs=Tafel zur Wiederbelebung der Scheintodten. Bekannt gemacht, Freyburg den 12. November 1808. Generallandesarchiv Karlsruhe, aus der Akte 204/1548
- [8] Scherff J. C. F.: Anzeige der Rettungsmittel bey Leblosen und in plötzliche Lebensgefahr Gerathenen. Neue Auflage. Schneider, Leipzig 1787
- [9] Seidler E.: Lebensplan und Gesundheitsführung. Franz Anton Mai und die medizinische Aufklärung in Mannheim. Boehringer, Mannheim 1979
- [10] Stoessel J.: Scheintod und Todesangst. Kölner Medizinhistorische Beiträge, Band 30. Med. Diss. Köln 1983
- [11] Mai F. A.: Stolpertus, ein junger Arzt am Krankenbette. Von einem patriotischen Pfälzer. Theil 4. Schwan & Götz, Mannheim 1802
- [12] Zedler J. H.: Großes vollständiges Universal-Lexicon. Bd. 1—64: Zedler, Leipzig und Halle, 1732—1750

Priv.-Doz. Dr. med. habil. Axel Bauer, Institut für Geschichte der Medizin der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, Im Neuenheimer Feld 368, 6900 Heidelberg 1